

**SÜDWESTRUNDFUNK  
SWR2 AULA – Manuskriptdienst**

**Woher weht der Zeitgeist  
Was bleibt von der „Postmoderne“?**

Autor und Sprecher: Professor Hans-Joachim Lenger \*  
Redaktion: Ralf Caspary  
Sendung: Sonntag, 2. Mai 2010, 8.30 Uhr, SWR 2

---

**Bitte beachten Sie:**

*Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt.  
Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen  
Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.*

*Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula  
(Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in  
Baden-Baden für 12,50 € erhältlich.*

*Bestellmöglichkeiten: 07221/929-6030*

**Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?**

*Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen  
Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.  
Mit dem kostenlosen Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die  
zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.  
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder [swr2.de](http://swr2.de)*

*SWR 2 Wissen können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR 2  
Webradio unter [www.swr2.de](http://www.swr2.de) oder als Podcast nachhören:  
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/wissen.xml>*

---

**Ansage:**

Mit dem Thema: „Dem Zeitgeist auf der Spur - Was bleibt eigentlich von der Postmoderne?“

Ja, da war doch mal was, da wurde doch vor drei Jahrzehnten eine neue Epoche ausgerufen, mit neuen Theorien, neuen Konzepten – man sprach von der Postmoderne, also von der Moderne nach der Moderne, man sprach von Spiel, von einer neuen Beliebigkeit, vom „anything goes“, von einem neuen Ästhetizismus, man sprach vollmundig auch vom Ende der Geschichte. Und viele Intellektuelle fühlten sich plötzlich sehr postmodern gestimmt.

Und heute? Heute scheint die Postmoderne beerdigt worden zu sein, und das hat vor allem auch mit neuen ökonomischen Zwängen zu tun, die mit der spielerischen Leichtigkeit der Postmoderne kaum zu vereinbaren sind. Warum das so ist, erklärt der Philosoph Professor Hans-Joachim Lenger:

**Hans-Joachim Lenger:**

Nicht zufällig machte in diesen Jahren auch eine erschreckende Parole die Runde und rief die Gelehrten auf den Plan: die vom „Ende der Geschichte“. Es habe einmal eine Geschichte gegeben, so besagte sie, doch nunmehr gebe es keine mehr. Der Strom der Zeit sei versiegt, nichts Neues mehr zu erwarten, ein Abschluss erreicht. Was immer die Menschheit an kulturellen Formen und Zeichen hervorbringen können, sei nunmehr hervorgebracht. Jetzt, im Augenblick einer Erschöpfung der Geschichte, bleibe nur noch, diese Formen und Zeichen unendlich miteinander zu kombinieren, sie in unerwarteten und überraschenden Konstellationen wiederkehren zu lassen und zu wiederholen.

In Bauten einer sogenannten „postmodernen Architektur“ etwa wurde das dann in Stein, Zement und Beton gegossen. Unversehens verbanden sich da Stilmerkmale des Barock mit denen des Klassizismus, wurde das Bauhaus mit Figuren des Surrealismus durchsetzt, hatte das antike Rom seinen Auftritt in Geschäftsvierteln oder an Bankgebäuden. All diese Elemente waren schließlich frei verfügbar, konnten aus der Tradition abgelöst, aus ihr herausgebrochen und in neue Zusammenhänge versetzt werden – spielerisch, ironisch und gebrochen. Was nämlich hätte als übergreifendes Formprinzip noch Geltung beanspruchen können? Der Wille zum Stil selbst schien erschöpft zu sein. Stattdessen wurden das Zitat und die Montage ihrerseits zum Stilmerkmal. Im freien Spiel der Kombinationen und Variationen sollte von einer Ära Abschied genommen werden, in der die Form noch der Funktion gefolgt war. Tatsächlich schienen die Zeichen nicht mehr an den Dingen, an den Funktionen und Wirklichkeiten zu haften. Sie bezeichneten nichts mehr außer sich selbst. Sie hatten sich vom Realen gelöst und waren in ein freies, unreglementiertes Spiel eingetreten. Und fragte man den Zeitgeist deshalb nach seiner eigenen Parole, so fasste er sich in einem stehenden Satz zusammen: „Anything goes – Alles geht.“

Diese Formel stammte zwar von dem Wissenschaftstheoretiker Paul Feyerabend und hatte bei ihm einen präzisen Platz gehabt: in einer anarchistischen Erkenntnistheorie, mit der Feyerabend den wissenschaftlichen Positivismus

nachhaltig provoziert hatte. Doch weil es ja generell möglich sein sollte, Zitate beliebig aus den Zusammenhängen herauszubrechen, ging es dem „Anything goes“ nicht anders. „Postmodern“, das schien sich unter der Parole des „Alles geht“ zu versammeln – dem völlig Beliebigen also. Und wo sich die einen deshalb darüber empörten, dass diese vollendete Beliebigkeit jeden Realitätssinn und jede Verantwortung aufgegeben habe, da feierten die anderen das als Eintritt in ein neues Reich der Freiheit. Denn tatsächlich, was sollte gegen eine Welt der Beliebigkeit einzuwenden sein? Gegen eine Ordnung, in der jeder alles tun und lassen könne, ganz nach Belieben, weil er mit keiner Reglementierung mehr zu rechnen habe?

Und doch – weit liegen diese Zeiten mittlerweile zurück, wenn es sich auch nur um wenige Jahre handelt; so weit, dass sich ihrer kaum mehr jemand erinnern kann. Zu hart hat sich das Reale seither Geltung verschafft, zu elementar sind die Kulturen des Westens darauf gestoßen worden, wie wenig sich dem Realen entgehen lässt. Nicht „alles“ nämlich geht, sondern immer weniger, spätestens seitdem Finanzkrisen mit kaum gedämpfter Wucht zuschlugen. Öffentliche und private Verarmung ist kein freies Spiel von Zeichen, sondern spürbare Wirklichkeit; Arbeitslosigkeit ein Schicksal, das die eigenen Möglichkeiten elementar beschneidet; und die Kriege, die geführt werden, sind von ebenso brutaler Wirklichkeit wie jene, die in Vorbereitung sind. Auffallend jedenfalls ist, wie sehr der modische Begriff der „Postmoderne“ selbst aus der Mode gekommen ist, seitdem die Diktatur vermeintlicher Sachzwänge das „freie Spiel der Zeichen“ einzufrieren scheint. Nicht dieses Spiel, sondern Verteilungskämpfe stehen mittlerweile auf der Tagesordnung; nicht die vielfache Kombinationsmöglichkeit von Lebensstilen und Perspektiven, sondern der soziale, ökonomische und politische Ausschluss; nicht die freie Verfügbarkeit eskalierender Zeichen, sondern die drohende Staatspleite, die den Bürgern immer höhere Kosten abverlangt und hart in ihre Lebenswirklichkeit einschneidet.

Was also bleibt von der „Postmoderne“? War sie mehr als ein Modewort, ein Maskenspiel des Zeitgeistes, ein Intermezzo oder ein kopfloser Tanz auf dem Vulkan? War sie vielleicht so etwas wie eine Orgie, die einen am nächsten Tag mit einem Kater aufwachen lässt? Oder war sie nicht viel eher ein *Symptom*, in dem sich bereits abzeichnete, was mittlerweile gesellschaftliche Wirklichkeit wurde? Symptome immerhin wollen sorgfältig analysiert werden. Sie zu übersehen hieße, den Blick von Realitäten abzuwenden, es an diagnostischer Kraft fehlen zu lassen. Selbst wenn die „postmoderne Episode“ also nicht mehr als ein kulturalistisches Gekräusel an den Oberflächen gewesen sein sollte, ein bloßes Epiphänomen der Lebensstile und Attitüden, der Manierismen und Moden, so bliebe zu fragen, was sie uns über die gegenwärtigen Zustände zu sagen hat. Dann wäre zu diskutieren, welche Prozesse sich gleichsam unterhalb ihrer abgespielt haben – und weshalb diese Prozesse in den Attitüden der „Postmoderne“ ihren Ausdruck hatten finden können.

Unbestreitbar jedenfalls ist, dass die gegenwärtigen Krisen der finanzkapitalistischen Systeme nicht über Nacht hereinbrachen. Seit Jahrzehnten häufen deren Staatsapparate wachsende Schulden an, verdanken sie ihre relative Stabilität dem Kredit. Die Gegenwart kann nur sein, was sie ist, weil sie die Zukunft dazu zwingt, für sie zu bürgen. Erkennbar gehorcht dies jedoch einer tiefgreifenden Manipulation der Zeit. Die Zukunft wird zur Geisel der Gegenwart. In gewisser Hinsicht hört sie damit ebenso auf, offener Horizont einer „Zukunft“ oder „sie selbst“ zu sein. Stattdessen

wird sie zu einer *bad bank*, zu einer Deponie, in die „giftige Finanzpapiere“ abgeschoben werden wie Nuklearabfall in ein atomares Endlager.

Längst nämlich mag niemand mehr daran glauben, dass sich diese Bürgschaft tatsächlich einlösen lässt. Und damit nimmt dieses Geld „imaginären Status“ an. Der Eintritt in diese trügerische Ordnung der Finanzen lässt sich recht gut datieren. Zu Beginn der 70er Jahre hob die amerikanische Regierung die Golddeckung des Dollars auf. Dem Dollar wurde der Gegenwert entzogen, mit dem die USA für ihn einstanden, für seinen Wert bürgten: das weltweite Finanzsystem, auf das sich die Industriestaaten nach dem 2. Weltkrieg geeinigt hatten, zerbrach. Es war dies der Zeitpunkt, als referenzlos gewordene, frei flottierende Geldkapitalien den Globus zu überschwemmen begannen. Das Geld hört sprunghaft auf, reale Werte anzuzeigen; immer weniger bezieht es sich seither noch auf eine reale Referenz. Zusehends bezieht es sich auf sich selbst als Zeichen und wird insofern „strukturel“.

Der französische Soziologe und Philosoph Jean Baudrillard, angeblicher „Kronzeuge der Postmoderne“, hat dies den Übergang zum frei flottierenden Zeichen genannt. „Von allen Zwecksetzungen und *Affekten* der Produktion gereinigt“, schrieb er 1976, „wird das Geld Spekulationsgeld. Auf dem Weg vom Goldstandard (...) zu den flottierenden Kapitalien und zum allgemeinen Flottieren überhaupt geht das Geld vom Referenzzeichen zu seiner strukturalen Form über.“ (ST, 41) Es wird zum Zeichen, das sich auf Zeichen bezieht. Gewiss, mit dem Wort von der „Postmoderne“ wusste Baudrillard umso weniger anzufangen. Danach befragt, antwortete er, das einzig „Postmoderne“ sei das Wort „Postmoderne“ selbst. Wie überhaupt keiner der Denker, den der Zeitgeist der Feuilletons und Magazine dann als „postmodern“ rubrizieren wollte, diesem Terminus irgendein Gewicht beimaß. Michel Foucault etwa erkundigte sich, was dieses Wort denn besagen wolle; er sei nicht auf dem laufenden. Jacques Derrida wies die Vorstellung vehement zurück, es könne ein solches „Post-“, ein solches „Nach der Moderne“ überhaupt geben, und machte sich über entsprechende Wortverbindungen lustig: über den sogenannten Post-Marxismus etwa, den Post-Feminismus oder den Post-Strukturalismus. Und Jean-François Lyotard, der den Terminus der Postmoderne als einziger ausdrücklich eingeführt hatte, zog ihn zurück, als er bemerkte, welche Verwirrung er damit angerichtet hatte.

Dennoch konnte nichts diese „Postmoderne“ davor bewahren, zum Signum einer flüchtigen Ära zu werden. Zwar blieb sie zumeist Stimmung und Affekt; im Habitus der Coolness teilte sie sich den Künsten mit, den Literaturen, der Musik, dem Design, den Moden, dem Interieur der Bars und Cafés. In den bildenden Künsten etwa löste sich auf, was bis dahin „Avantgarde“ genannt werden konnte. Das entsprach durchaus dem Geist der Zeiten. Wo mit der Produktion des Realen auch die Geschichte als Realität zerfallen zu sein schien, machte eine „Avant-Garde“, eine „Vorhut“ also, keinen Sinn mehr. Sie zerstreute sich in kleine Partikel, ohne sich noch um Fragen zu sammeln, die zu kunsthistorischen Großbegriffen getaucht hätten. Impressionismus, Expressionismus oder Surrealismus, Pop-Art oder Informel waren in diesem Sinn Kunsthaltungen gewesen, in denen sich eine jüngere Moderne die Frage ihrer eigenen Zukunft noch hatte vorlegen wollen. Was bis in die 70er Jahre nachwirkte: diese Geschichte künstlerischer Haltungen, diese Disziplin ihrer Fragen, zerfiel spätestens in den 80ern. Historische Zitate ersetzen die Frage des Neuen. Junge Künstler begannen etwa wieder zu malen, inszenierten den Anachronismus

künstlerischer Techniken als reißende Neuigkeit. Damit ließ sich für einige Jahre als Künstler ebenso schnelles Geld verdienen wie als Yuppie an der Börse; dem Publikum immerhin wurde geboten, wonach es verlangte. Der Geniekult etwa begann sich selbst zu zitieren, bezog sich aus den Klischees einer Vergangenheit, der die Zukunft abhanden gekommen war und Vergangenheit deshalb nicht war. Malerfürsten hatten plötzlich ihren Auftritt in öffentlichen Magazinen und Fernsehsendungen. Begriffe der „Simulation“, von Jean Baudrillard eingeführt, fehlten in keinem Kunst katalog, in keinem Aufsatz über Ästhetik oder Design. Doch im gleichen Maß, in dem sich die Gegenwart als Simulation einer Vergangenheit ohne Zukunft darstellte, offenbarte sie auch ihre ambivalenten, nicht zuletzt restaurativen Momente.

Nie war der Terminus der „Postmoderne“ von solchen Ambivalenzen nämlich frei gewesen; ebenso wenig war er eine originäre Erfindung der 70er oder 80er Jahre. Vielmehr hat er selbst eine Geschichte. Seit Ende des 19. Jahrhunderts tritt er immer wieder – oft unter Berufung auf Nietzsche – unter kulturpessimistischen Vorzeichen auf. Immer neu zeigt sich in ihm das Unbehagen in einer Moderne an, die sich als eine unablässige Zertrümmerung ihrer eigenen Grundlagen erfährt. Aus einer Verabschiedung Gottes hervorgegangen, die einst im Namen der Vernunft erfolgt war, wird diese Moderne beständig auch an dieser Vernunft irre – handle es sich nun um die menschliche Vernunft oder eine der Geschichte. „Postmodern“ ist insofern und im Grunde nicht einmal das Versprechen, man könne „nach“ der Moderne in eine neue geschichtliche Ära eintreten. „Postmodern“ ist viel eher der Zweifel, in dem diese Moderne beständig ihre eigenen Voraussetzungen in Frage stellt; „postmodern“ ist bereits die Bewegungsform der Moderne selbst. Und dies macht den Terminus einer „Post-Moderne“ zugleich hingällig, suggeriert er doch beharrlich, es könne ein „Jenseits“ dieser Moderne geben.

Ebenso beharrlich aber kehrt dieser Terminus wieder, wann immer diese Moderne neuen Erschütterungen ihrer eigenen Grundlagen ausgesetzt ist. Dann treten die Vergangenheiten in abgelegten Masken wieder auf – im Malerfürsten oder im Genie, im verspielten Narzissmus der Zitate oder in den infantilen Orgien einer „Spaßgesellschaft“, die eine Regression dann auch popkulturell in Szene setzte. Für einen winzigen Auenblick zeigte sich das Leben wie von einem Taumel erfasst, der nur seine eigene Leichtigkeit feierte. Bis in die Kulturen des Pop, des Films, des Fernsehens hinein schien das „freie Flottieren der Zeichen“ das Öffentliche erfasst zu haben. Ebenso teilte es sich den individuellen Lebensstilen mit, den Kulturen der *Fitness* und *Wellness*, dem freien Spiel mit Zeichen der sexuellen Differenz, die sich ebenso sampeln lassen wie der Sound am Computer. Der Yuppie wurde dieser Kultur zur Ikone.

Denn wenn die Welt aus Zeichen modellierbar geworden sein sollte, wenn diese Zeichen außerdem frei konvertierbar waren, dann schien die Welt zum Projekt individuellen Selbstdesigns zu werden. In den digitalen Spielzeugen der Datenverarbeitung, dem Computer etwa, hatten die neuesten technologischen Revolutionen mittlerweile auch die Lebenswelten erreicht. Die 70er Jahre nämlich hatten nicht nur eröffnet, was man seither die neue Ära des Finanzkapitalismus nennt, in der sich das Geld von seinen Bezügen zu einer ökonomischen Realität sprunghaft abzukoppeln begann. Forciert wurde der Prozess durch eine technologische Innovation – den Computer. Er leitete Revolutionen ein, die alle

gesellschaftlichen Bereiche erfassten und tiefgreifend veränderten: die Ökonomien und die Medien, die Politik und die Kriegsführung, das Soziale und die Kultur, die Wahrnehmungsweisen und Denkformen, die Künste und Philosophien. Die Welt schien zusehends im Strom der Daten zu verschwinden. Sie schien zum Schatten zu werden, der von digitalen Informationssystemen geworfen wurde. Tatsächlich kommt diese technologische Entwicklung einer tiefgreifenden Zertrümmerung gleich, in der die Moderne begriffen ist und die bis heute nicht abgeschlossen ist.

Ende der 70er Jahre wurde der französische Philosoph Jean-François Lyotard von der kanadischen Regierung beauftragt, einen Bericht vorzulegen, der Auskunft geben sollte über den Status des Wissens in den Gesellschaften der Gegenwart. Dieser Bericht erschien unter dem folgenreichen Titel „Das postmoderne Wissen“. Folgenreich – denn mit Lyotards Schrift hatte der Terminus der „Postmoderne“ eine Form gefunden, die für die weitere Auseinandersetzung verbindlich blieb bis heute. Nicht von ungefähr eröffnete Lyotard seine berühmte Untersuchung mit einem Hinweis auf die Kommunikation und die Kybernetik, die Informatik und den Computer. Die Folgen der informationstechnologischen Transformationen für das Wissen und die Kulturen, so argumentierte er, seien ebenso einschneidend wie weitreichend: so tiefgreifend, dass dem Terminus der Moderne der einer „Postmoderne“ entgegengesetzt werden müsse. Was immer nämlich unter den Bedingungen neuer digitaler Wissenstechnologien gesagt werden kann, müsse sich deren Bedingungen unterworfen haben. Und dies verändere die Situation tiefgreifend. Hatte sich die Moderne im Zeichen einer Schriftkultur entwickelt, in einer Ordnung des Buches, die mit Begriffen einer „Bildung“ einherging, so zerfällt sie mit dem Einbruch der neuen Informationstechnologien in ein informatisiertes „Datenbankwissen“.

Damit nicht genug, zertrümmert diese Entwicklung, was Lyotard die „großen Erzählungen“ nannte. Die große Erzählung des deutschen Idealismus etwa zielte auf den vernunftbegabten Menschen; dessen Inbegriff bestand darin, von seiner Vernunft Gebrauch zu machen, sich diese Vernunft anzueignen und so selbst zum Vernunftwesen zu werden. Die große Erzählung des Marxismus und der emanzipatorischen Bewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts bestand darin, den Prozess der Befreiung als geschichtlichen zu begreifen; an dessen Ende scheine eine endlich vernünftig gewordene Welt auf. Diese „großen Erzählungen“ bürgten nicht nur für den Sinn im Ganzen; sie erlaubten es ebenso, den einzelnen Wissensformen eine Bedeutung, einen Stellenwert zuzuweisen. Im Zeitalter der großen Systemphilosophien ließen sich die Naturwissenschaften ebenso in den Begriff eines „absoluten Geistes“ aufheben wie die Künste oder Religionen. Und die emanzipatorischen Bewegungen konnten alles Wissen, alles Handeln und alle Technik dem Ziel der großen Befreiung unterordnen, von dem die „große Erzählung“ der Revolution sprach.

Unter den Bedingungen der „Postmoderne“ jedoch, so Lyotard, seien diese „großen Erzählungen“ zerfallen. Nicht nur explodiert das Wissen täglich in einem Ausmaß, das jede Möglichkeit einer Aneignung übersteigt; zugleich spezialisiert und fragmentarisiert es sich in einer Weise, die sich jeder Vereinheitlichung sperrt. Nicht anders steht es mit dem Marxismus und den emanzipatorischen Bewegungen. Ihr Scheitern ist nicht auf den einen oder anderen Fehler, auf Irrtümer und Verbrechen zurückzuführen. Die Möglichkeit der großen geschichtlichen Erzählung selbst ist

zerbrochen, in der sich diese Bewegungen begründen wollten. Und mit ihr zerfiel der Horizont, in dem die Moderne sich ihrer selbst bis ins 20. Jahrhundert hinein zu versichern suchte.

Insofern geht dieser Zerfall aber zugleich mit tiefgreifenden Legitimationsproblemen einher. Denn er kommt der Unmöglichkeit oder dem Scheitern von Letztbegründungen gleich. Ohne Fundamente, ohne in einer großen Erzählung aufgehoben zu sein, zerfallen die vielen Spielarten des Wissens in eine Vielzahl von „Sprachspielen“, die einander unübersetzbar sind und deshalb die Möglichkeit eines Verstehens selbst in Frage stellen. „Postmodern“ Im Sinne Lyotards sollte dieses Zerbrechen, diese Partikularisierung sein. Und tatsächlich würde ein solcher Zerfall vor weitreichende Probleme stellen. Systeme, in denen solche Unübersetzbarkeiten Platz greifen, weisen hohe Instabilitäten auf. In sich vielfach gebrochen, sind sie selbst überaus zerbrechlich. Stets könnten sie etwa versucht sein, ihre fehlende Legitimation durch offene Gewalt zu ersetzen: in Fundamentalismen der Religion oder der Sicherheit, in Formen des Terrors oder des Krieges. Und sind die Kulturen mittlerweile nicht in dieses Stadium eingetreten? Finden sie sich nicht in tiefen Zerrissenheiten wieder? Und kehrt ihr Widerstreit nicht auf allen Ebenen wieder: ökonomisch, politisch oder militärisch, ohne dass es Begriffe gäbe, die ihm gewachsen wären?

Was aber bleibt dann von der sogenannten „Postmoderne“? War sie mehr oder anderes als eine kurzfristige Mode, ein infantiler Lebensstil, ein beliebiges Spiel der Zeichen? Ging sie über das unschuldige Hantieren mit Zitaten, einen ermüdeten Gestus der Beliebigkeit hinaus? Folgt man ihren Figuren, so sind ihre Ästhetizismen allerdings nur ein Gekräusel an den Oberflächen geblieben, ein Ausweichen, eine Ausflucht oder vielfache Signatur einer Verdrängung. Man wollte sich der Abgründe entledigen, die sich im Innern der sogenannten „postmodernen“ Frage ankündigten. Man wollte sich, kurz gesagt, entlasten. Tatsächlich nämlich stünde eine Kultur, in der das Geld zu einer imaginären Größe wurde, das Wissen informationstechnologisch quantifiziert wird, vor gewaltigen Aufgaben. Und diese Aufgaben müssten sich ebenso in den Politiken, den Kulturen, den Künsten und den Philosophien Ausdruck verschaffen. Die vielen Formen der Erschöpfung jedoch, die seither um sich gegriffen haben, legen Zeugnis davon ab, wie wenig die Gegenwart dem gewachsen ist. Beredt sprechen davon die Zustände der Apathie und der Depression, in der sich diese Gegenwart wiederfindet. In ihnen gesteht sie sich ein, dass sie ihrer selbst kaum schon innewurde – oder gar innewerden kann. Als einen „Postmodernismus der Erschlaffung“ bezeichnete Lyotard diese Affektlage.

Das Unbehagen in der Moderne nämlich ist ein Charakteristikum dieser Moderne selbst. Umso sinnloser aber ist der Terminus einer „Postmoderne“, der dieser Moderne den Eintritt in eine neue Ordnung verheißt. Er könnte vielmehr seinerseits bloßes Moment der Verdrängung gewesen sein. Wie der Neurotiker seine Konflikte in Attitüden verschiebt, um sich zu entlasten, könnte auch die Moderne immer neu von Neurosen gequält sein, die sie in Figuren einer wiederkehrenden „Postmoderne“ auslebt. Eine Einsicht befördert dies jedoch ebenso wenig wie eine Lösung der Konflikte. Insofern blieb auch die „Postmoderne“ nicht mehr als ein Symptom, das allerdings symptomatologisch gelesen werden will.

Angeblich soll sie sich in den Künsten, den Architekturen, den Literaturen und Philosophien zugetragen haben. Aber der Zerfall der künstlerischen Avantgarden mündete mittlerweile in eine neue Salonkunst; in den Architekturen hinterließ die „Postmoderne“ kaum Entwürfe, die mittelfristig noch Aufmerksamkeit beanspruchen werden; in den Literaturen wurde sie zum Streitfall, bei dem neulich erst darüber zu entscheiden war, ob es sich bei Passagen im Werk einer jungen Autorin um postmoderne Inter-Textualität handelte – oder um ein schlichtes Plagiat. Und was die sogenannten „postmodernen Philosophen“ anging, so hätten sie nur gelesen werden müssen, um verstehen zu lassen, dass es mit der „Postmoderne“ nichts ist.

Nicht umsonst und zu Recht bleibt von dieser „Postmoderne“ deshalb auch nichts, was der Rede wert wäre. In ihren wechselnden Masken wiederholte sich lediglich die Erfahrung, die stets schon die Moderne war: dass sie mit sich nicht identisch ist, sondern aus einem tiefen Widerstreit hervorgeht, in den sie mit sich selbst begriffen ist und der sie ihre eigenen Strukturen beständig neu zertrümmern lässt. Nicht um den Entwurf eines „Nach der Moderne“ gehe es, deshalb so Lyotard, als er den Terminus der „Postmoderne“ zurückzog. Die Aufgabe bestehe in einer Redaktion der Moderne. Diese „Redaktion“ müsste die Voraussetzungen freilegen, aus denen sie selbst hervorging. Sie hätte ihren eigenen Text, die Systeme ihrer Selbstverständigungen und begrifflichen Architekturen auf das hin zu befragen, was in ihnen zwar gesagt wurde, doch nicht zur Sprache kam. Es gäbe dann gar keinen „privilegierten Moment“, von dem sich sagen ließe, er markiere den Übergang von einer „Moderne“ zu einer „Postmoderne“. Jeder Augenblick wäre vielmehr der einer solchen Teilung, an der sich Gesagtes und Ungesagtes voneinander abspalten. Und was man „Geschichte“ nennt, würde sich als ein Sagen herausstellen, das sich wie im Kommandoton über ein Schweigen gesenkt hat.

Im Horizont dieser Erfahrung jedoch steht deshalb nicht so sehr das „freie Spiel der Zeichen“, sondern die Frage der Gerechtigkeit. Zumindest ist sie, wie Jacques Derrida erklärt, die letzte, nicht weiter hintergehbare Instanz aller „Dekonstruktion“. Denn keine übergeordnete Instanz erlaubt mehr, die klaffenden Differenzen in Begriffen zu schlichten. Doch damit wird die Frage, was *gerecht* wäre, nicht nur unabweisbar, sondern zur alles entscheidenden. Und auf ihr zu bestehen, zum zentralen Problem einer Welt, die in Zerrissenheiten zu zerfallen scheint.

Nicht mehr und nicht weniger bleibt von dem, was sich im Zerrbild der „Postmoderne“ angekündigt hatte. Und längst sind die Konflikte offen zutage getreten, die sich in ihr ebenso ankündigten wie verbargen, als deren Anzeichen wie Maske sie herhielt. Die offene Krise der Finanzmärkte, die zerstörerische Gewalt frei flottierenden Geldes, die sich seit geraumer Zeit entlädt, vernichtet keineswegs nur imaginäre Werte. Der Taumel spekulativen Kapitals aber demonstriert weniger, dass sich die Zeichen vom Realen abgelöst hätten und in ein „freies Flottieren“ eingetreten wären. Ganz im Gegenteil beweisen sie, mit welcher Gewalt sie Realitäten besetzt halten, um sie ihrerseits in diesen Taumel hineinzuziehen. Längst sucht er nicht mehr nur die Ökonomien und Systeme des Reichtums heim. Er erfasst die Währungen und Staaten, die Arbeitswelten, das öffentliche Leben wie das der Einzelnen. Ebenso wenig eröffnen digitale Medien, die telematischen Verbundschaltungen der Informations- und Kommunikationssysteme eine schöne neue Welt des Selbstdesigns und autonomen Lebens. Längst haben sie das Leben einem

lückenlosen Zugriff ausgesetzt, einer allgegenwärtigen Adressierbarkeit und Verfügbarkeit, die ein geschmeidiges Regime der Kontrolle über ihm errichtete.

Dies hatte den coolen Tanz auf dem Vulkan vor Jahren schon abrupt beendet; doch nicht, ohne die Physiognomie der Beteiligten nachhaltig verändert zu haben. Seither gibt es die Propheten und Marktschreier, die Trendforscher und Stichwortgeber, deren Durchhalteparolen zum Soundtrack der schönen neuen Welt wurden; oder die Melancholiker, die Abschied nicht nehmen können und nicht einmal zur Trauer mehr finden; die Studentinnen und Studenten, die ebenso unberührt wie indifferent Hausarbeiten verfassen, als ginge es bloß um interessante Varianten von Theorie und Ästhetik oder von Lebensstilen.

Der neueste Kapitalismus trat im Verlauf der 70er Jahre in einen neuen Zyklus ein. Freies Flottieren der Währungen und freies Flottieren der Zeichen lösten Schübe aus, die seither viele Gestalten annahmen und viele Masken. Eine davon war die „Postmoderne“, das Spiel der Simulakren, Attitüden und Moden.

Mittlerweile wurden die Masken in der Requisitenkammer abgelegt, damit sich zu erkennen gebe, womit man es zu tun hat.

\*\*\*\*\*

**\* Zum Autor:**

**Prof. Dr. Hans-Joachim Lenger** lehrt Philosophie an der Hochschule für Bildende Künste in Hamburg. Homepage von Hans-Joachim Lenger: [www.hjlenger.de](http://www.hjlenger.de).

**Bücher (Auswahl):**

- Zeichnen. (zus. mit Katrin Sahner und Ludwig Seyfarth. März 2009. Textem.
- Mnema. Derrida zum Anfassen. Zus. mit Georg Chr. Tholen. Oktober 2007. Transcript.